

Rosine De Dijn

Überleben nach dem Holocaust

Über das *Grand Hôtel* im belgischen Seebad Knokke,
das bewegte Leben des *Monsieur Motke* und wie das jüdische Antwerpen,
das „Jerusalem an der Schelde“, wieder auflebte.

GEV





Überleben nach dem Holocaust

Rosine De Dijn

Überleben
nach dem Holocaust

1945

Über das *Grand Hôtel* im belgischen Seebad Knokke,
das bewegte Leben des *Monsieur Motke*
und wie das jüdische Antwerpen,
das „Jerusalem an der Schelde“, wieder auflebte.

GEV

„Jude zu sein“ – so die Worte Primo Levis (über seine jüdische Identität vor 1938 in Italien) – bedeutete nicht mehr, als „eine leicht schiefe Nase zu haben, oder ein paar Sommersprossen, denen man keine große Aufmerksamkeit schenkt.“ Für ihn war ein Jude jemand, der zu Weihnachten keinen Weihnachtsbaum schmückte, der keinen Schinken essen durfte und dennoch aß, der mit 13 die Bar-Mitzwa gemacht, dabei ein paar Worte Hebräisch gelernt und sofort wiedervergessen hatte.

Paola Traverso: Primo Levi
Die Pflicht der Erinnerung, 2002

© GEV (Grenz-Echo Verlag), Eupen (B), 2021
www.gev.be
buchverlag@grenzecho.be

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86712-165-1
D/2021/3071/4

Text: Rosine De Dijn
Lektorat: Susanne George
Korrektorat: Mareike Lennertz
Layout: GEV, Eupen

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es nicht gestattet, diese Publikation oder Teile daraus auf fotomechanischem (Druck, Fotokopie, Mikrofilm, usw.) oder elektronischem Weg zu vervielfältigen, zu veröffentlichen oder zu speichern.

Printed in EU

Inhalt

Die Protagonisten	9
Prolog: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“	11
Rabbi Nachman von Bratzlaw (1772 – 1810)	
1 Das Schweigen und die Seifenblasen der Familiengeschichten	21
2 Die Leerstelle	27
3 1952 „Knokke, Motke, plotke ...“ Die Juden unter sich - kaum 7 Jahre nach dem Inferno	32
4 ... Wehret den Anfängen	40
5 Vom unscheinbaren Nest zur „ <i>Station balnéaire de Knocke-sur-Mer</i> “; Louis Van Bunnens Traum	52
6 Erst Krieg, dann Übermut	62
7 Hitlers Truppen überrollen die Idylle	68
8 Eine überschattete Befreiung und auch Knokke „judenrein“	73
9 Der lange Weg des „ <i>Monsieur Motke</i> “	81
10 In Borgerhout: Mit der Familie vom Regen in die Traufe	87
11 Ab jetzt nur noch Freiwild	94
12 Die letzten Zeugen	100
13 Ein „ <i>Boulangier d'Anvers</i> “, ein Antwerpener Bäcker in geheimer Mission	105
14 Das Lottospiel	110
15 Der singuläre Schmerz überlebt zu haben	120
16 Die Hypothek	129
17 Nein, uns hat man nichts erzählt. Nichts.	138
18 Was wird aus Europas letztes Schtetl?	149

19	1945 – Die Stunde Null	156
20	„Sie hatten sich 14 Jahre nicht mehr gesehen“	163
21	Das <i>Grand Hôtel</i> , eine „ <i>Pension de Famille</i> “	169
22	Arthur Langerman, die psychologische Finsternis	191
23	„Warum haben die Menschen so einen Hass auf Juden?“	200
24	Gräber überall	216
	Dank	233
	Literaturverzeichnis, Quellen, Archive, Links	236
	Bildnachweis	239

Die Protagonisten

Monsieur Motke: Der gelernte tschechoslowakische Bäcker Mordechai (Motke) Weinberger emigrierte 1931 vom ungarischen Strajnany nach Belgien und fand zunächst in einer Antwerpener Bäckerei Arbeit. Als im Mai 1940 deutsche Truppen das neutrale Belgien überfielen, schloss sich der engagierte Jude der Résistance an. Er wurde der Kopf einer überaus mutigen und gleichzeitig genialen Fluchhilfeorganisation. Nach 1945 wurde er Direktor des *Grand Hôtel* in Knokke an der belgischen Nordseeküste. Diese „*pension de famille*“ wurde zum Treffpunkt der Überlebenden. Viele hatten ihre ganze Familie im Feuer der Vernichtungslager Osteuropas verloren.

Thea Taube Motke-Weinberger, geb. Langerman: Sie emigrierte zusammen mit ihrer Familie 1926 von Duisburg (Deutschland) nach Belgien. Auch sie engagierte sich in der Résistance unter dem Decknamen Marie-Louise Laroche und wurde Motke Weinbergers Geliebte und Partnerin. Nach 1952 führte sie im *Grand Hôtel* am Zeedijk das Zepter. Die geduldige *Madame Motke* war der ruhende Pol und die verständnisvolle Gastgeberin. Ihre jüngere Schwester, die in Palästina überlebte, hatte sie nach dem Inferno 14 Jahre nicht mehr gesehen. Die beiden Schwestern waren die einzigen Überlebenden einer großen Familie.

Arthur Langerman: Der kleine Arthur wurde 1944, neunzehn Monate alt, aus den Armen seiner Mutter gerissen und von der Gestapo in die *Pouponnière Castro*, ein jüdisches Waisenhaus in Brüssel, gebracht. Er überlebte. Um die Traumata seiner Kinderjahre zu verarbeiten, stürzte er sich in das Sammeln von antisemitischer Hasspropaganda – eine tiefschwarze Leidenschaft. Seine auf mehrere Millionen Euro geschätzte einzigartige

Sammlung umfasst weit über 10.000 Abbildungen. Jetzt soll sie Grundstock für eine wissenschaftliche Neuausrichtung des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin werden. Das *Arthur-Langerman-Archiv für die Erforschung des visuellen Antisemitismus* (ALAVA) wird als Teil des ZfA zukünftig an einem neuen Standort in der Kaiserin-Augusta-Allee in Berlin-Moabit untergebracht.

Für dieses Buch stellte der unermüdliche *Collectionneur* provozierende Karikaturen und Postkarten zur Verfügung. Dafür unser besonderer Dank.

Rosa, Céline, Eva und Alice Schönberg: *Monsieur Motke, le boulanger d'Anvers*, half Rosa Schönberg und ihren drei kleinen Töchtern 1944 über die Schweizer Grenze. Ein gefährliches Abenteuer. Sie überlebten.

Louis Van Bunnan: Er war der legendäre Gründer des Badeorts Knokke an der belgischen Nordseeküste. Sein erstes *Grand Hôtel de Knokke* an der *Place Publique*, heute sinnigerweise umgetauft in *Van Bunnanplein*, stand Symbol für die weitere luxuriöse Entwicklung des Badeorts. Sogar König Leopold II. stattete im Jahre 1891, zusammen mit seiner Entourage, dem eleganten Bel Epoque Hotel einen Besuch ab.

Prolog

„Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“
Rabbi Nachman von Bratzlaw (1772–1810)

Man behauptet, das jüdische Viertel Antwerpens sei Lieblingskind der internationalen Presse, die nur zu gerne immer wieder in ihren Feuilletons über das faszinierende Funkeln der Diamantenwelt berichtet. Und die pulsierende belgische Hafenstadt mit ihrer Kultur und den Menschen im jüdischen Viertel steht auch gerne auf der Reise-Wunschliste vieler Deutscher. Je nach Sicht fabuliert der begeisterte Chronist gerne vom „Jerusalem an der Schelde“, „Schtetl an der Schelde“ oder „Jerusalem des Nordens“. In keiner anderen Stadt Europas gehört die jüdische Kultur bis heute so selbstverständlich zum Stadtbild. Im November 1990 schrieb auch ich in einer Reportage: „In der belgischen Hafenstadt Antwerpen können Juden jüdischer sein als irgendwo sonst in Europa. Orthodoxe Chassidim, traditionsbewusste und assimilierte Juden – sie alle leben in der Diamantenmetropole. Sie werden von der einheimischen Bevölkerung respektiert und fühlen sich selbst als Glieder einer fünftausend Jahre alten Kette.“ Frieden und Zuversicht.

Ist das noch immer so? Dreißig Jahre später?

Nein. Vieles hat sich verändert. Noch reihen sich zwar in der viel beschriebenen *Diamond Square Mile* die Diamanten- und Juweliergeschäfte rund um den Bahnhof aneinander. Noch erzählen zahlreiche Leuchtreklamen vom glitzernden Gewerbe dieser kostbarsten Edelsteine. *A girl's best friend*. Das *Big Business* aber ist inzwischen zu einem großen Teil in indischer Hand. So manch

jüdischer Geschäftsmann hat die Antwerpener Glitzerwelt verlassen. Die Musik spielt heutzutage auch in anderen Städten. In Mumbai, Dubai, New York und Tel Aviv.

Aber die orthodoxen Juden, schwarz gekleidete Männer, in sich gekehrt, auf dem Weg zum Schabbatgebet, sind geblieben. Sie hasten nach wie vor in eine ihrer unzähligen Synagogen und Betstuben und studieren die Heiligen Bücher. Antwerpen ist ihr Zuhause. Nach Jerusalem und New York ist die belgische Hafenstadt weiterhin das drittgrößte Zentrum der chassidischen Bewegung auf der Welt. Hier leben rund 20.000 Juden, etwa die Hälfte davon ist orthodox, stammt aus Osteuropa und führt ein Leben unter Einhaltung der jüdischen Religionsgesetze. Sie pflegen ihre traditionelle Tracht, haben Schläfenlocken und tragen Hut und Kaftan mit *Tefillin*, den auffallenden Gebetsriemen. Es sind chassidische Juden. Sie sind sichtbar.

Geht der Spuk des Rassismus um? Ja. Auch wenn die frommen Juden in Antwerpen fest in der Stadt verwurzelt und eher unpolitisch sind, gibt es immer wieder antisemitische Zwischenfälle. Zumindest die Unbefangenheit und Toleranz sind somit dahin. Sie haben sich inzwischen nicht nur stoisch daran gewöhnt, als Blitzableiter für den Unmut über die israelische Regierungspolitik zu dienen. Wie überall sind auch in Antwerpen propalästinensische Demonstrationen an der Tagesordnung und Anti-Israel-Parolen salonfähig. Das macht das Leben der Chassidim rauer, ungemütlicher. Terroranschläge haben dazu geführt, dass nun schwer bewaffnete Polizisten in den jüdischen Vierteln patrouillieren und vor Schulen und Synagogen Wache schieben.

Die junge französische Autorin Amalia Finkenstein meint: „Was wir erleben, ist eine andere Form des Krieges, eine perverse, weil es ein Krieg ist, der seinen Namen nicht nennt, der keine Konturen hat, sondern immer und überall über einen hereinbrechen kann. Das kann einen wahnsinnig machen.“ Recht hat sie. „Die permanente Paranoia, die diffuse Angst in der Metro, am

Bahnhof, im Kaufhaus, an überhaupt allen prominenten Plätzen. Nicht der Frieden, sondern die Gewalt ist zur Normalität geworden.“ (FAZ, 4. November 2018)



„Ungestraft hat die Seejungfrau Antwerpen jedermann in ihrem Bett empfangen: Spanier und Portugiesen, Österreicher, Franzosen, Deutsche ... und Juden.“ Just diese selbstbewusste, lateinisch angehauchte und zum Teil morbide Hafenstadt, ein Schmelztiegel mit tausend Gesichtern, war und ist mein Biotop.

Bereits als Kind streunte ich neugierig durch das Bahnhofsviertel meiner mal überschaulichen, mal kleinstädtischen, mal altmodischen, mal avantgardistischen und mal bombastischen Heimatstadt, wo ich zur Schule ging und meine Mutter im vollgepfropften Lädchen unter den damaligen Rundbögen der pompösen „Eisenbahnkathedrale“ bei Frau Davidson, einer Holocaustüberlebenden, Socken und Strumpfhosen kaufte. Und auch gerne mal ein Schwätzchen hielt. Aber von ihrem Schicksal hatte ich keine Ahnung. Fasziniert beobachtete ich die Männer mit ihren krawattenlosen weißen Oberhemden, ihren eng geschnittenen glänzenden Kaftanen, weißen Seidenstrümpfen, schnürsenkellosen Schuhen und den traditionellen *Schtrajml*, Pelzhüten aus Zobel oder Fuchs. Und mit den *Peijes*, den Schläfenlocken, die aus Respekt vor Gott nicht abgeschnitten werden. Im Schlepptau ihre Frauen, züchtig ihr Haar bedeckt mit einem *Scheitel*, einer Perücke. Strenggläubige Chassidim, die sich hier in dem unscheinbaren Viertel am Bahnhof, verloren zwischen grauer Architektur und dem geschäftigen Treiben der Metropole, mit ihren kinderreichen Familien nach dem Krieg niedergelassen haben. Ich sah die Herren, eine schwarze Ledertasche dezent an einer Kette mit der Hosentasche verbunden, die durch das abgesicherte Diamantenzentrum hasteten, wo nun Hunderte Videokameras und Polizeistreifen das Schlimmste verhindern

sollen. Ich entdeckte die alteingesessene Bäckerei *Kleinblatt* in der *Provinciestraat* und das leckere *Kaschrut*-Gebäck, die *Challot* für den Schabbat und Brot ohne Butter, Sahne oder Milch.

Wann genau drängende Fragen mich bestürmten, die Neugier mich umtrieb und mich diese Faszination des „Anderen“ ergriff, weiß ich nicht mehr. Ich blieb zunächst eine ungebetene Zuschauerin auf der Schwelle zu einer geheimnisvollen Welt. Die Tür zum „Schtetl an der Schelde“, zur Diaspora, blieb geschlossen.

Es waren die Jahre 1960 bis 1964. Und ich war eine ahnungslose Studentin.

Ich kehrte, meistens um die Mittagszeit, zwischen den Vorlesungen bei einem Ehepaar, Freunden meiner Eltern, zum Lunch ein. Sie wohnten in der *Charlottalei*, dieser beschaulichen Allee mit ihren 54 ausladenden Kastanien unweit vom Stadtpark, wo am Schabbatmorgen fröhlich jiddisch parlierende, fein herausgeputzte Familien unter den Linden auf den Bänken im Park sitzen, abgegrenzt und eingebettet in der sicheren Geborgenheit, „unter sich“. Und wo im nahegelegenen Park zum *Rosch ha-Schanna*, dem Neujahrsfest der Juden, Tausende Chassidim entlang des Teichs ihr Gebet sprechen.

Meine Hochschule, die *Katholieke Vlaamse Hogeschool voor Vrouwen*, lag nur einen Katzensprung entfernt. Fast mittendrin.

Aber ich hatte keine Ahnung von der Existenz umliegender Gebetshäuser, Synagogen, *Yeshivas*, von den Chassidim und ihren koscheren Sitten und Bräuchen. Geschweige denn vom *Eruv*, diesem mysteriösen symbolischen Zaun, der ein jüdisches Viertel fast unsichtbar umgibt, damit die Gläubigen sich am Schabbat dort frei bewegen können, denn laut dem Zweiten Buch Mose dürfen sie am siebten Tag des Herrn ihren Ort weder verlassen noch etwas tragen.

Nur in Antwerpen kann der fromme Jude am siebten Tag der Woche beruhigt seine Wohnung verlassen, Taschentuch, Schlüsselbund und Personalausweis mitnehmen und den

Kinderwagen schieben. 39 Handlungen verbietet die *Halacha*, das jüdische Gesetz, am Schabbat. 39 Arten von aufbauenden Tätigkeiten. Die wichtigsten Verbote gründen auf den Arbeiten, die mit dem Bau des Tabernakels in der Wüste zusammenhängen. So ist es am Schabbat verboten, Feuer zu machen oder eines zu löschen. Ein frommer Jude darf an diesem Tag nicht kochen, nicht telefonieren, kein Licht einschalten, nicht rauchen, nicht nähen, nicht schreiben, nicht zeichnen. Und er darf außerhalb seiner Wohnung keine Gegenstände mit sich tragen, nicht einmal seine Brille. Aber weil die *Halacha* viele Möglichkeiten der Auslegung lässt, kann ein gesamtes Stadtviertel als geschlossene Einheit angesehen werden, quasi als eine einzige Wohnung: als *Eruv*.

Für den *Goj* ist die Grenze des *Eruv* unsichtbar.

So betrat ich jeden Freitag diesen geheimnisvollen *Eruv*. Ahnungslos.

Ich, die *Goje*. Was wusste ich schon?

Ich wusste nicht einmal, dass mein loyaler flämischer Gastgeber an der *Charlottalei* während des Krieges tief verstrickt war in die Kollaboration und seine Haupttätigkeit darin bestand, beschlagnahmten, besser gesagt gestohlenen jüdischen Besitz zu inventarisieren für seine neue Bestimmung, für das Verschiffen ins Nazireich. Ein Erlass der perfiden Nazi-Schergen.

Ich betrat Straßen und Viertel, teilte unbedarft Geräusche, Gerüche und Rätsel einer anderen Welt. Damit bin ich aufgewachsen. Auch oder vor allem mit dem Unwissen.

In den großen Ferien mieteten wir uns alljährlich mit unserer Mutter zur Sommerfrische in Knokke ein, wie es traditionell Generationen belgischer Familien taten und auch tun. An Mamas Arm ging es an dem bereits ein wenig angestaubten *Grand Hôtel Motke* vorbei, dem imposanten und für uns Kinder geheimnisvollen Belle-Époque-Gebäude mit dem Davidstern in den Fenstern. Auch hier gingen bärtige Männer mit großen schwarzen Hüten und langen schwarzen Mänteln ein und aus. Und Damen in züch-

tiger Kleidung. Eine fremde Welt. Eine andere Welt mit einer uns Kindern nicht erzählten Geschichte. Am Strand saßen sonnenhungrige Damen, auf dem Unterarm der gebräunten Haut eine Nummer. Eine Tätowierung. Die *Auschwitznummer*. Ahnte ich nicht unbewusst etwas Unheilvolles? Und das Tabu?

Was wusste ich schon über die Tatsache, dass das belgische Seebad Knokke nach dem Krieg für die erste Generation der Juden, die den Horror des Krieges überlebt hatte, zur seltenen Ferieninsel wurde, wo man vorsichtig ein neues Leben anfang. Hier durfte der Jude Jude sein. Eine lange verbotene Sehnsucht.

Fast sechzig Jahre sind seitdem vergangen. Mein Leben hat sich mehrmals auf den Kopf gestellt. Berufliche Beschäftigung trieb mich in die Recherche und die Analyse, während ich gleichzeitig im Laufe der Jahre die Fenster der Erinnerungen und der Vergangenheit weit aufriss. Mehrmals begab ich mich auf die zum Teil schmerzhafteste Reise zu meiner eigenen Geschichte und der Geschichte meiner Familie. Zu mir selbst. Zu der Nachkriegsgeschichte meiner Heimat. Die Inventarisierung eines gelebten Lebens. Ein Puzzle. Ein emotionales Abenteuer. Manchmal entzaubernd.

Jacques Padawer, emeritierter Professor des *Albert Einstein College of Medicine* in New York und Protagonist meines Buches „Das Schicksalsschiff“, schrieb mir am 7. November 2007: „Fünfundsechzig Jahre sind eine lange Zeit, um sich zu erinnern. Manchmal frage ich mich, ob meine Erinnerungen wohl der Wirklichkeit entsprechen. Oder sind sie fragmentarische Auszüge aus meinen zahlreichen Alpträumen? (...) Meine Töchter, alle beide Psychologinnen, drängten mich dazu, meine Geschichte aufzuschreiben. Und sei es nur, um den Affen auf meinem Rücken loszuwerden. Aber es ist nicht einfach. Was ist schlimmer? Der Affe oder die Erinnerungen? (...) Ich kämpfte gegen eine heftige Müdigkeit und posttraumatischen Stress. Sorry. Aber Sie sind inzwischen für mich so etwas wie ein Beichtvater geworden ...“

Der 1942 als 15-jähriger Jude geflüchtete, aber in Belgien aufgewachsene *Professor of Anatomy* stellte mir für meine Recherchen seine Tagebücher zur Verfügung. Als Wissenschaftler stand er seiner emotionalen Beziehung zur Vergangenheit kritisch gegenüber, und wusste um den Unterschied zwischen objektivem Wissen und wolkigen Erinnerungen.

Sein Brief liegt jetzt, zusammen mit seinen Geschichten, bereits über 14 Jahre auf meinem Schreibtisch. Das Vertrauen, dass er mir entgegenbrachte, hat mich zutiefst gerührt. Ich durfte in seine verwundete Seele schauen. Seine persönlichen Notizen sind zusätzlich von unschätzbarem Wert. Die letzten Augenzeugen sterben weg, Erinnerungen verstummen, werden überwuchert. Und mehr und mehr stelle ich mir die Frage, ob traumatisierende Erlebnisse, die einen Menschen bis an den Rand eines emotionalen Abgrunds gebracht und fast in den Wahnsinn getrieben haben, überhaupt von einem „Außenstehenden“ in Worte gefasst werden können? Oder dürfen? Ich bin nur die Chronistin.

Und müssen wir sie überhaupt immer und immer wieder erzählen?

Für junge Leute ist der Krieg längst weit zurückliegende Vergangenheit. Die Erinnerungen sind verstaubte Relikte.

Der Rektor der Antwerpener Universität, Professor Herman van Goethem, läutet aber die Alarmglocke und meint dazu: „Wenn das Narrativ des Zweiten Weltkrieges verstummt, dann zeigen sich in instabilen Zeiten wie heute wieder alte historische Werte, und die Populisten genießen Zulauf. Ultrationalisten und Rassisten haben wieder Konjunktur. Die politischen Pyromanen der dreißiger Jahre bekommen Oberwasser.“

Eine bittere Bilanz. Aber er hat recht. Die Geschichte der dreißiger Jahre zeigt deutlich, wie alles anfängt. Zunächst recht unschuldig. Dann bedient man sich einer aufhetzenden Sprache und eines bornierten Nationalismus. Die „Fremden“ sind unerwünscht. Sie stören. Das eigene Volk zuerst!

Es wiederholt sich. Flüchtlinge und Migranten werden stigmatisiert. Türken, Marokkaner und Afrikaner werden ausgeschlossen, Vorurteile geschürt. „Wie jahrhundertlang die anti-jüdischen Parolen: der Christusmörder, der reiche Jude, der materialistische Jude, habsüchtig, unbescheiden und aufdringlich, der listige Händler, der Fremde, der Feigling, der Verräter“. So van Goethem.

Als ich vor Kurzem *Le Grand Hôtel Motke*, einen Essay über das koschere Nachkriegshotel an der belgische Nordseeküste der deutsch-jüdischen Autorin Dalia Wissgott-Moneta, in die Hände bekam, war ich sofort gefesselt. Nur zu gut erinnerte ich mich an die pompöse Herberge an der Promenade in Knokke. Bilder aus meinen Kinderjahren wirbelten durch meinen Kopf wie in einem Kaleidoskop voller Emotionen und Fragen.

Ein *Grand Hôtel* und seine Vergangenheit? Die Unschuld eines Badeorts?

Das zwanzigste Jahrhundert ist Vergangenheit.

Und Überleben? Wie macht man das? Nach all dem Schrecken?

Die zweite und die dritte Generation haben längst das Wort.

Aber trotz allem: „Die Grausamkeiten von gestern müssen beim Namen genannt werden, um die Demokratie von heute zu verteidigen. Vergessen ist gefährlich.“ So Simon Gronowski, Jurist, Aktivist und belgischer Holocaust-Überlebender, der 1943 aus dem „Transport XX“ nach Auschwitz fliehen konnte. Seine Mutter stellte ihn auf das Trittbrett – und ließ ihn los. Er war elf Jahre. Sie sprang nicht. Er überlebte.



Die 54 wunderschönen, sechzig Jahre alten Kastanien an der *Charlottalei* meiner Studentenjahre sind inzwischen der Restrukturierung des Straßenplans der Antwerpener Innenstadt zum Opfer gefallen.

An einem Freitagabend im September 2017 kam unter dem dichten Blätterdach der vertrauten Bäume eine Handvoll Menschen

für einen letzten Gruß zusammen. Junge Lindenbäume sollen nach den Umbaumaßnahmen den Schmerz mildern.

Meine Stadt im Umbruch. Mit ihren Menschen unterschiedlicher Couleur.

Nichts lässt sich aufhalten.

Alles verfängt sich in meinen Erinnerungen.

Mit Staunen lausche ich heute, mal beunruhigt, mal aufgebracht, mal verzeihend der polytonischen Melodie meiner Heimatstadt.

Rosine De Dijn,
Winter 2020-2021

Die Stigmatisierung und der Hass

„Meine Sammlung? Ich könnte ein Happening veranstalten und ein großes Feuer anfachen, damit der gesamte Hass und die Fratzen des Antisemitismus in Flammen aufgehen“, spottet der Belgische Collectionneur Arthur Langermann, der entschied seine weit über 10.000 antisemitische Hetzkarten und Ekelbilder, Skizzen, Plakate und Druckwerke dem Zentrum für Antisemitismusforschung (ZfA) an der Berliner Technischen Universität (TU)

zu vermachen. Für den Belgischen Collectionneur war Berlin eine logische Wahl. „Damit kehrt die antisemitische Propaganda zurück an den Ursprung des Übels.“

Ein reinigendes Feuer? „Nein. Der Antisemitismus treibt wieder sein Unwesen. Für mich bleibt es ein unerklärliches Phänomen. Wir müssen dagegenhalten.“



Das antisemitische Kampfblatt "Der Stürmer" konnte man auch in kleinen Orten durch Aushang in den sogenannten "Stürmer-Kästen" lesen zusammen mit den Hetzparolen wie "Wer den Juden kennt, kennt den Teufel"

oder "Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter". Die Zeichnungen sprechen für sich. Hitler übrigens war selbst ein begeisterter Leser des "Stürmer". Die letzte Ausgabe des Hetzblattes erschien am 2. Februar 1945.



Am 9. Mai 1945 um 0.01 Uhr MEZ war der Spuk vorbei. Europa lag in Schutt und Asche und wurde konfrontiert mit der furchtbarsten Katastrophe des 20. Jahrhunderts: dem Holocaust. Hitlers Vollstrecker hatten in ihrem Rassenwahn ganze Arbeit geleistet. Auch in Belgien. Und dort vor allem in Antwerpen. „23.838 Männer, Frauen und Kinder mit Träumen und Erwartungen wurden zu Brennholz und in Asche verwandelt.“ Aber das „Jerusalem an der Schelde“ erholte sich von dem Albtraum. Viele Überlebende der osteuropäischen Vernichtungslager suchten nach 1945 in der belgischen Hafenstadt ein neues Zuhause.

Rosine De Dijn machte sich auf die Suche nach Personen und Zeugen, die diese Nachkriegszeit mitgestaltet haben oder sich erinnern. Im belgischen Seebad Knokke erfuhr sie von *Monsieur Motke*, einem jüdischen Bäckermeister, der sich während des Krieges der Résistance anschloss, zahlreichen jüdischen Mitbürgern das Leben rettete und später sein *Grand Hôtel* an der Nordseepromenade zum **Treffpunkt überlebender Juden aus Antwerpen und Brüssel, Paris, London und auch den USA** machte. **Eine Institution.**



Die Autorin schaute dabei in den Spiegel. Sie wurde konfrontiert mit der Welt, in der sie aufwuchs, einem Milieu, das über Generationen hinweg gefangen blieb in einer Seifenblase voller Vorurteile und Verweigerung, und begibt sich in ihrem Buch auch auf die **Spuren dieser Hintergründe und des Unvermögens.**

Und: Treibt der Antisemitismus wieder sein Unwesen?

ISBN 978-3-86712-165-1



www.gev.be

16,50 Euro